



Leseprobe

JOHANN ALLACHER

Der Watschenmann

KRIMINALROMAN



emons:



Der Autor und Musiker Johann Allacher wurde in Wien geboren, wo er Rechtswissenschaften studierte. Da sich Frisur und Rockstar-Ambitionen nicht mit einer Juristenkarriere vertrugen, folgten Beschäftigungen als Angestellter, Unternehmer und Kundenberater. Seit 2011 arbeitet er an Kriminalromanen und humoristischen Texten im Wiener Dialekt.

»Achtung, fertig, los!«

Unter dem Gejohle der Zuseher schnellte der Unterarm des Mannes in der grauen Arbeitsjacke nach vorn. Dem bladen Kurtl, wie der korpulente Bauarbeiter im »Café Tschecherl« genannt wurde, standen schon zu Beginn der Auseinandersetzung erste Schweißtropfen auf der Stirn seines groben, kahlen Kopfes.

Irgendwie schien alles an Kurtl grob und kantig zu sein. Der Kopf, das Gesicht, die Schultern und nicht zuletzt auch seine Umgangsformen, mit denen er sich bei den Stammgästen des »Tschecherl« wenig Freunde gemacht hatte. Vor sechs Wochen hatte er das kleine Lokal in der Schwendergasse zum ersten Mal betreten. Seitdem war er jeden Abend hier erschienen, pünktlich wie die Turmuhr der nahe gelegenen Dreifaltigkeitskirche, immer gleich nach Ende der obligaten zwei Überstunden, die sein Chef täglich diskret und steuerfrei aus der Handkasse des Baustellenbüros ausbezahlte.

Die kurzen, dicken Finger seiner rechten Hand hatten bei »los« ein volles Whiskyglas gepackt, um es wenige Sekunden später im Leerzustand auf die kunststoffbeschichtete Oberfläche der L-förmigen Bar zu knallen. Ohne auch nur für einen Augenblick innezuhalten, folgten ein doppelter slowenischer Zwetschgenschnaps und ein gut eingeschenktes Glas mit jenem billigen Dreistern-Weinbrand, den Friedl Schopp bei seiner montägigen Einkaufstour im Getränkegroßhandel gewöhnlich mitzunehmen pflegte.

Gottfried Schopp, Gastronom und Betreiber des »Tschecherl«, war für seine reichhaltige Getränkekarte genauso bekannt wie für die bescheidene Qualität der wenigen angebotenen Speisen, und so verirrte sich auch niemals ein Feinschmecker in das unscheinbare Lokal, sehr wohl jedoch der eine oder andere Gast, der anstatt Hunger einen gewaltigen Durst mitbrachte.

Von wirklichem Durst konnte bei Kurtl keine Rede mehr sein, als er sich auf den Wettkampf eingelassen hatte, zu viel Bier war davor schon geflossen. Wohl eher war es übersteigertes Selbstvertrauen als Folge dieses Bierkonsums, das ihn dazu gebracht hatte, seine fetten Hüften in den schmalen Raum zwischen Bar und Rückwand des Gastraumes zu zwängen.

Fast alle Lokalgäste hatten sich dem Spektakel an der Bar zugewandt, und unter dem Gelächter und Geschrei des sachkundigen Publikums spülte sich der Kurtl mit einem Glas Wodka den Geschmack des billigen Weinbrands aus dem Rachen.

Friedl Schopp war von seinem Stuhl aufgestanden und beobachtete gespannt, wie der blade Kurtl, nachdem er ein Glas mit Bacardi-Rum geleert hatte, zum Tequila griff. Der weiße Rum war irgendwo tief drinnen im mächtigen Leib des Kurtl mit Weinbrandverschnitt und Zwetschgenschnaps zusammengetroffen und hatte dort eine Mischung kreiert, die dem Bauarbeiter nicht zu behagen schien. Der Kurtl begann sein Gesicht zu verziehen und wischte sich mit dem Oberarm den Schweiß von der Stirn.

Es war jetzt deutlich leiser geworden im »Tschecherl«. Selbst die zufällig ins Lokal gestolperte Gruppe von Gym-

nasiasten im hinteren Bereich war beinahe verstummt. Aus dem lauten Kichern der Mädchen war ein leises Tuscheln geworden, und ihre jungen männlichen Begleiter hatten sogar die Jukebox leiser gedreht, die sie zuvor aus Begeisterung über die Singles aus vergangenen Jahrzehnten mit Münzen gefüttert hatten.

Aus einer Flasche mit einem Plastiksombbrero als Verschlusskappe hatte der Wirt ein Vier-Zentiliter-Glas genau bis zum oberen, zweiten Markierungsstrich befüllt. Auf dem Glas lag, wie ein Deckel, eine Zitronenscheibe. Die Ansichten, wie man Tequila zu trinken habe, waren ja mindestens so unterschiedlich wie die Herkunftsnationen, aus denen sich die Bevölkerung des fünfzehnten Wiener Gemeindebezirks zusammensetzte. Mit Salz, ohne Salz, mit Orange oder mit Zitrone. Salz auf den Handrücken streuen oder auf die Zitronenscheibe. Vor dem Trinken in die Zitrone beißen oder erst nach dem Hinunterkippen des Getränks. Dass man allerdings Tequila durch den Mund zu sich nahm und durch die Nase wieder von sich gab, war wohl selbst in Gegenden verpönt, die von Mexiko so weit entfernt waren wie Wien Rudolfsheim-Fünfhaus.

Im Bestreben, die mittelamerikanische Hürde möglichst rasch zu überwinden, hatte der blade Kurtl die Zitrone zur Seite gelegt und das Schnapsglas, ohne vorher Luft zu holen, in einem Zug leer getrunken. An seinen plötzlich weit aufgerissenen Augen konnte man erkennen, dass sein Körper mit dieser Vorgangsweise überhaupt nicht einverstanden war. Das leere Glas fest umklammernd, hielt er kurz inne, bevor ihn ein heftiger

Hustenanfall packte. Sein Oberkörper sackte nach vorne, und unter lautstarkem Husten beschloss der soeben getrunkene Tequila, durch die Nase des Trinkers wieder zum Vorschein zu gelangen und die graue Latzhose genau dort zu beschmutzen, wo sie am weitesten vom Rücken entfernt war.

Der Kurtl rang nach Luft und wischte sich verzweifelt mit dem Handrücken und mit dem Ärmel seiner Jacke über Nase, Mund und Kinn. Tränen kullerten aus seinen Augen und vermischten sich unterhalb der Nase mit dem von der Stirn laufenden Schweiß und dem wieder zum Vorschein gelangten Tequila. Während er sich hustend das Gesicht abwischte, versuchte er gleichzeitig zu fluchen. Die Bemerkungen zur Qualität des Gesöffs gingen aber in einem weiteren Anfall unter.

»Dreckszeug, verdammtes!«, entfuhr es ihm dann doch noch, als er sich wieder einigermaßen gesammelt hatte. Langsam richtete er sich auf, atmete ein paarmal tief durch und stellte das Glas behutsam neben die anderen. Dann beugte er sich nach vorne und schob mit dem Unterarm alle leeren Gläser zur Seite, so als würden sie ihn daran hindern, die noch zu erledigende Aufgabe durchzuführen. Und die hatte es in sich. Vier gefüllte Gläser standen noch vor ihm, und Kurtl fixierte diese wie ein Boxer seinen Gegner im Ring.

Sein Oberkörper wippte leicht vor und zurück, der Blick blieb dabei stets auf den flüssigen Feind gerichtet. Als ob es gelte, eine Schwachstelle beim Gegenüber auszumachen, verharrte Kurtl in diesem Zustand, bis er noch einmal deutlich hörbar Luft aus seinen Lungen ent-

weichen ließ und mit einem Griff zu dem rechts außen stehenden Glas die alkoholische Reise nach Griechenland fortsetzte.

»Super, Kurtl!«

»Weg damit, Kurtl!«

Unter den Anfeuerungsrufen der Kartenspielgegner Breitenecker und Wendl kippte der blade Kurtl ein Glas Metaxa, schüttelte danach schnaubend den Kopf und griff sogleich zum nächsten Glas. Ein »Lärcherl« wartete darin auf den Wettkämpfer.

Angesetzt von Friedl persönlich, galt der Lärchenschnaps als Spezialität des Hauses, und wenn man im »Tschecherl« ein »Menü« bestellte, wurde einem unge-
niert ein großes Penzinger mit einem kleinen »Lärcherl« serviert.

Sieben oder acht Penzinger Märzen hatte der blade Kurtl schon in der Aufwärmphase für den Zehnkampf gebechert. Die aus den frischen Trieben von Lärchenzweigen gewonnene Menüergänzung konnte er sich nun jedoch ersparen. Denn kaum hatte er das Schnapsglas an den Mund gesetzt, ertönte von der gegenüberliegenden Seite der Bar ein lautes: »Fertig!«

Mit einem Jägermeister hatte der junge Mann an der längeren Seite der Theke den Wettbewerb beendet. Ein Magenbitter zum »Einrenken« des Magens im Finale, wenn man so wollte, schließlich soll es ja nicht übermäßig gesund sein, in Rekordgeschwindigkeit zehn Spirituosen zu sich zu nehmen. Aber so waren nun mal die Regeln des »Alkoholischen Zehnkampfs«. Zehn harte Getränke, zwei Gegner, einer, der »fertig« schrie, und ein Verlierer.

Dieser durfte die Zeche bezahlen plus einen Hunderter an den Gewinner.

Und zu gewinnen gab es bei diesem Zehnkampf eigentlich für alle etwas: Der Sieger durfte sich über einen grünen Geldschein freuen, der von seinen Gästen liebevoll »Herr Friedl« genannte Lokalbetreiber konnte auf einen Satz zwanzig hochpreisige Getränke umsetzen, und dem Publikum wurde eine illustre Show geboten. Aber auch der Verlierer wurde durch den Wettkampf reicher. Nämlich um die Erfahrung, gegen den Erfinder dieses Zehnkampfs völlig chancenlos zu sein.

Erik Neubauer, Student im achtzehnten Semester, hatte noch nie verloren. Seit er vor ein paar Jahren den »Alkoholischen Zehnkampf« aus einer Wette heraus erfunden hatte, war er immer der Erste gewesen, der das letzte leere Glas auf die Theke gestellt hatte. Das hatte ihm nicht nur so manchen Hunderter eingebracht, den er als Student ganz gut gebrauchen konnte, sondern auch den Ehrennamen »Erki«, in Anlehnung an den estnischen Zehnkampf-Olympiasieger Erki Nool.

Dabei war dem schwächtigen Burschen niemals auch nur die geringste Spur eines dieser Alkoholexzesse anzumerken. Niemand im »Tschecherl« konnte sich daran erinnern, den Neubauer jemals betrunken gesehen zu haben. Ausgelassen oder beschwingt vielleicht. Aber niemals lallend, schwankend oder torkelnd.

»Rauschunverträglichkeit« wurde dieses Phänomen von Herrn Friedl genannt. Eine Unverträglichkeit von Alkoholunverträglichkeit gewissermaßen. »Dolby-Syndrom«,

sagte Erki selbst scherzhaft dazu, ohne die medizinischen Hintergründe zu kennen, warum sein Blut so wenig Alkohol aufnahm. Welches alkoholische Gebräu er auch immer konsumierte, es zeigte bei ihm kaum Wirkung, sah man einmal davon ab, dass ihn die erhöhte Flüssigkeitsaufnahme zu einem häufigeren Aufsuchen der mintgrün gefliesten Herrentoilette des »Tschecherl« zwang.

So mancher Berufschaffeur, Chirurg oder Politiker hätte ein Vermögen für diese Eigenschaft bezahlt. Erki Neubauer hingegen nahm diese unerklärliche Nichtreaktion seines Körpers hin, wie er alles im Leben hinnahm: mit einem verschmitzten Grinsen.

Und so saß er auch jetzt fröhlich lächelnd am Ende des längeren Teils der L-förmigen Bar und ließ sich von den Zusehern des Zehnkampfs feiern. Sein Hemd trug er wie immer offen, darunter prangte in psychedelisch geschwungenen Buchstaben »Grateful Dead – Summer Tour« auf einem ausgewaschenen T-Shirt, das auf eine Konzertreihe im Geburtsjahr seines Trägers hinwies. Entspannt an die Theke gelehnt, fuhr sich Erki mit seinen dünnen Fingern immer wieder durch den wirren Blondschopf, während ihm seine Freunde anerkennend auf die Schulter klopfen.

Nur der blade Kurtl hatte an diesem Abend nichts zu lachen. »Das war nicht fair!«, rief er und versuchte dabei mühsam, seinen fetten Körper aus dem beengten Raum seines Sitzplatzes hervorzuwuchten. »Ich musste husten! Wir hätten unterbrechen müssen!« Sein kahler Schädel war blutrot geworden, und der eben noch stumpfsinnig trübe Blick hatte sich in ein hasserfülltes Blitzen gewan-

delt. »Gib mir das Geld zurück!«, schrie er nun zu voller Größe vor seinem Widersacher aufgerichtet in einer Lautstärke, die sämtliche Gespräche im »Tschecherl« verstummen ließ.

Erki schob sich wortlos die Brille etwas höher auf den Nasenrücken, so als wollte er genauer sehen, was da Unangenehmes auf ihn zukam. Dieses brachte mindestens einhundertdreißig Kilogramm auf die Waage und bewegte sich wie ein bedrohlich schwankendes, riesiges dunkelgraues Fertigbeton-Bauteil auf Erki zu.

Instinktiv nahm Erki beide Unterarme vors Gesicht. Sein metallumrandeter Sehbehelf war weder teuer noch besonders modisch, blieb aber unversehrt, denn als er sich getraute, vorsichtig unter seinen dünnen Armen hindurchzuspähen, lag der blade Kurtl bereits am Boden – vor dem Lokal. Herr Friedl war mit einer Geschwindigkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, hinter dem Kurtl aufgetaucht, hatte ihn mit einem Tritt in die Kniekehle ins Straucheln gebracht, dem wankenden Turm durch einen Ellbogencheck eine Richtungsänderung verpasst und ihn dann mit auf den Rücken gedrehtem Arm zum Ausgang geleitet, wo er den schwergewichtigen Körper durch die geöffnete Eingangstür der Länge nach ins Freie fallen ließ.

»Das ist gar nicht gut.« Berger blickte zu seinem älteren Kollegen Jerabek. »Das ist überhaupt nicht gut.«

Doch Abteilungsinspektor Franz Jerabek starrte immer noch gebannt auf das Beet mit den weißen Rosen, das sich als einziges Blumenbeet mit weißen Blüten in einer Reihe bunt bepflanzter Beete befand, die halbkreisförmig um einen Brunnen angeordnet waren.

»Du wolltest mich auf Rosen betten! Ich hätte dir nie glauben sollen«, hatte ihm seine Frau im Zuge einer lautstarken Auseinandersetzung an den Kopf geworfen, als er ihr am Morgen eröffnet hatte, dass der Dienstplan keinen dreiwöchigen Urlaub zulassen würde. Er versuchte, sich ihren auf Rosen gebetteten korpulenten Körper vorzustellen, im neuen Badeanzug, den sie nach ewig langer Suche in einem Bekleidungsgeschäft auf der Mariahilfer Straße gekauft hatte.

»Kein schöner Anblick«, bemerkte Berger und traf damit den Nagel auf den Kopf.

Auch das Donauweibchen, eine steinerne Wassernixe, die auf der Spitze des säulenförmigen Trinkwasserbrunnens thronte, hatte es vorgezogen, in eine andere Richtung zu schauen. Ihr trauriger Blick suchte das Wasser des Wienflusses, der in unmittelbarer Nähe des Brunnens den Stadtpark durchzog und mit dem wenigen Nass, das er im Frühsommer transportierte, den Park in zwei Hälften teilte. Doch der Fluss war schon vor über hundert Jahren

in ein tiefes Bett aus Beton gezwängt worden. Wie ein steinernes Mahnmal für die Unerreichbarkeit so mancher Ziele des Lebens mühte sich das Donauweibchen seit dieser Zeit vergebens, zwischen Bäumen und Ufergeländer hindurch das Glitzern der Wasseroberfläche zu erspähen.

Das gemächlich zum Donaukanal hinfließende Wasser blieb der Nixe genauso verborgen wie das Bild, das sich den beiden Herren hinter ihrem Rücken in einem der Rosenbeete des Stadtparks bot. Berger hatte recht: wahrlich kein schöner Anblick. Wenngleich das Zusammenspiel der Farben wirkte, als ob ein Künstler diese Komposition geschaffen hätte. Sofern man Weiß und Schwarz als Farben werten durfte, denn inmitten weißer Rosenblüten lag mit verzerrtem Mund und weit aufgerissenen Augen ein Schwarzer. Kein Angehöriger der »schwarzen«, konservativen Wiener Oppositionspartei, deren Wähler zuletzt in Scharen zur ausländergefeindlichen Rechtspartei abgewandert waren, sondern einer jener neuen Wiener, deren rasante Zunahme im Stadtbild für diese Wählerverschiebung mitverantwortlich war, ein dunkelhäutiger junger Mann.

Die dunkle Farbe seines Gesichts und seiner Arme setzte sich über ein schwarzes kurzärmeliges Hemd und eine schwarze Bundfaltenhose bis hin zu schwarzen lederen Halbschuhen fort. Sogar seine Baumwollsocken waren schwarz. Wie ein finsterer Schatten lag der Mann in den hellen Blüten des Blumenbeetes. Nur seine Augen und Zähne stachen mit ihrem Weiß aus diesem Schatten hervor und verliehen der Szenerie das gespenstische Flair eines alten Schwarz-Weiß-Horrorfilms.

»Ein Murli«, fluchte Berger. »Das ist gar nicht gut! Da werden wir in den Medien wieder als fremdenfeindlich dastehen, wenn wir den Fall nicht gleich aufklären können.« Mit dem Fuß scheuchte er zwei Krähen weg, die sich dem Farbigen genähert hatten.

Der vor ihm liegende Mann konnte ihn nicht mehr hören, er war tot. Ein dünner roter Streifen hatte sich in das Schwarz-Weiß-Bild geschwindelt. Eine schmale Blutspur, die sich von der Mitte der Stirn oberhalb der rechten Augenbraue entlangzog, bis sie sich in den dichten Haaren verlor.

»Kopfschuss«, murmelte Berger. »Der hat nicht mehr viel Zeit gehabt, darüber nachzudenken, was er hier bei uns in Österreich verloren hat.«

»Der hat hier studiert«, erklärte Jerabek. »Technische Universität.« Er reichte Berger einen Studentenausweis, den er aus der Brusttasche des schwarzen Hemdes gezogen hatte. Der Ausweis steckte gemeinsam mit einer Jahreskarte der Wiener Linien in einer Plastikhülle, dazwischen befand sich ein Zwanzig-Euro-Schein. Mehr trug der Tote nicht bei sich.

»Na dann ist ja eben mal ein Studienplatz frei geworden«, meinte Berger sarkastisch. Er betrachtete den Ausweis. »Ist mir sowieso ein Rätsel, warum wir unsere Unis mit Ausländern vollstopfen und dann für die eigenen Kinder keine Plätze mehr frei haben. Hauptsache, wir kriechen den ahnungslosen Wapplern in Brüssel damit in den Arsch!«

»Du hast gar keine Kinder, Berger«, entgegnete Jerabek gereizt. Die permanenten Unmutsäußerungen und die diskriminierenden Bemerkungen des ihm kürzlich neu

zugeteilten Teampartners begannen ihn langsam zu nerven. Seit seiner Kindheit war es Jerabek bewusst, dass es leichter fiel, ein Puzzle zusammenzufügen, wenn man unaufgeregt an die Sache heranging. Und rassistische Vorbehalte hatten das Ermitteln in einem Mordfall noch nie vereinfacht.

»Da geht's mir ums Prinzip«, setzte Berger unbeirrt nach.

Jerabek vermied es, sich auf eine Diskussion einzulassen. Seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass es zu viel Kraft kostete, sich ausschließlich mit den negativen Aspekten des gesellschaftlichen Wandels auseinanderzusetzen. In den knapp vier Jahrzehnten seiner Dienstzeit hatte sich nicht nur die Polizeiarbeit massiv verändert, sondern auch die Einstellung bei vielen seiner jungen Kollegen. Der Kern seiner geliebten Arbeit war jedoch in all den Jahren immer gleich geblieben. Es war die Beschäftigung mit einem Thema, das so alt war wie die Menschheit selbst: Mord und Totschlag, Schuld und Sühne.

Wiener Wasser sind tief ...



Johann Allacher
DER WATSCHENMANN

Kriminalroman

Broschur, ca. 256 Seiten, 13,5 x 20,5 cm

ca. € D 10,90/€ A 11,30

Auch als eBook erhältlich

© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: iStockphoto.com/beeecue

Printed in Germany 2016

ISBN 978-3-95451-953-8

www.emons-verlag.de

Ein süffig-starkes Krimi-Debüt!

Bummelstudent Erik »Erki« Neubauer verbringt den größten Teil seiner Zeit in den Lokalen und Beisln Wiens. Dort ist er für seine Trinkfestigkeit genauso bekannt wie für seine frechen nächtlichen »Schandtaten«. Aus Spaß wird Ernst, als das Opfer eines seiner Streiche tot aufgefunden wird. Von Kriminellen und Polizei gejagt, hetzt Erki durch die Stadt an der Donau. Auf seiner Flucht kommt er nicht nur einer jungen Wissenschaftlerin näher, sondern auch einem im Wasser verborgenen Geheimnis, mit dem sich eines der drängendsten Probleme der Menschheit lösen ließe ...

Wien vom Feinsten und ein fast vergessener Forscher, der die Energiegewinnung revolutionieren könnte.

Überreicht durch Ihre Buchhandlung: